



RAUSCHZUSTÄNDE
SINA RAUSCHENBACH

Geboren 1971, 1990–1996 Studium der Mathematik und der Philosophie an der Freien Universität Berlin, 1996 Diplom in Mathematik, 2000 Promotion in Philosophie an der Freien Universität Berlin, 2002–2003 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Historischen Institut der Universität des Saarlandes, 2005–2008 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Geschichte der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, ab August 2009 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Fachbereich Geschichte und Soziologie der Universität Konstanz. – Adresse: Fachbereich Geschichte und Soziologie, Fach D 5, Universität Konstanz, Universitätsstraße 10, 78547 Konstanz.

E-Mail: sina.rauschenbach@uni-konstanz.de

Das erste Mal kam ich vor vielen Jahren ins Wissenschaftskolleg. Ich hatte im Flugzeug einen Fellow getroffen, und er hatte mich kurz darauf zum Mittagessen eingeladen. Es war irgendwann im Winter 1996/1997. Ich hatte gerade mein Mathe-Diplom abgeschlossen und lernte an der Freien Universität Hebräisch, um mich auf mein Promotionsvorhaben über einen spanischen Rabbiner vorzubereiten. Wir saßen an einem der Tische am Fenster, zusammen mit vier anderen Fellows, es gab Fisch und Ratatouille, und als ich aufstand und wegging, war ich so mit den Gesprächen und der wunderbaren Atmosphäre beschäftigt, dass ich tatsächlich in den falschen Bus einstieg und erst am Hagenplatz merkte, dass etwas nicht stimmte. Dabei hätte ich die Strecke genau kennen müssen. Immerhin hatte ich in der Koenigsallee mein Abitur gemacht. Aber ich war in einer anderen Welt, im Rausch eben, und ich habe dieses Mittagessen nie vergessen.

Heute schreibe ich meinen Abschiedsbericht als Fellow des Wissenschaftskollegs, und das Erstaunliche ist, dass sich nichts geändert hat. Die Rauschzustände haben angehalten, ein ganzes Jahr lang, und ich wäre permanent in die falschen Busse eingestiegen – wenn nicht ein hilfsbereiter Geist die Koenigsallee während des Winters und des Frühjahrs in eine Richtung gesperrt und den Irrtum unmöglich gemacht hätte. Es gab immer etwas Neues zu entdecken, jedes Essen war eine Fundgrube, jede Begegnung mit anderen Fellows, Mitarbeitern oder Gästen der Anlass, einer Anregung nachzugehen: montags Filme aus den Senegal, dienstags Kolloquien über Fledermäuse, mittwochs Diskussionen zur Lage in Israel, gleichzeitig japanische Musik und ukrainische Literatur, donnerstags Gespräche über Mittel- und Südamerika, freitags Frühstücke rund um Grass und Enzensberger, an den Wochenenden von allem ein bisschen und mittendrin Bücher über Bücher, die fremden und die eigenen Projekte.

Da war zuerst mein Buch über Menasse ben Israel, an dem ich das ganze Jahr zuvor geschrieben hatte. Obwohl das Manuskript Anfang Dezember fertig war, hat es mich in der Form von Vorträgen, Aufsätzen und Diskussionen mit Kollegen, die sich dankenswerterweise zur Lektüre bereit erklärt haben, immer wieder beschäftigt, und nicht zuletzt aus diesem Grund möchte ich es hier erwähnen. Menasse ben Israel (1604–1657) war einer der bekanntesten Rabbiner des 17. Jahrhunderts, der vor allem deshalb Ruhm erlangte, weil er 1655 mit Oliver Cromwell Verhandlungen über eine Wiederezulassung der Juden nach England führte. Bereits vor seinen Englandverhandlungen war Menasse aber ein wichtiger Vermittler des Judentums in christlichen Gelehrtenkreisen, und in meinem Buch bemühe ich mich, Übersetzungsstrategien aufzuzeigen, die zu seinem Erfolg – und seinem Scheitern – beitrugen. In der christlichen Gelehrtenwelt herrschte seit der Renaissance und erneut seit der Reformation ein reges Interesse an der hebräischen Bibel und anderen hebräischen Quellen, und Menasse kam diesem Interesse gezielt entgegen, indem er die Positionen von Rabbinern zu Fragen und Problemen kompilierte, die seine christlichen Gesprächspartner beschäftigten. Durch sein Engagement erhoffte sich Menasse, Ansehen in nichtjüdischen Kreisen zu erwerben und dieses Ansehen wieder zu nutzen, um für eine Verbesserung der Stellung der Sefarden in den Ländern ihrer Zerstreuung einzutreten. Bemerkenswerterweise ist diese Interaktion Menasses mit der christlichen Gelehrtenwelt nie erschöpfend untersucht worden, und die meisten Publikationen zu dem Rabbiner sind nach wie vor an seinen Englandverhandlungen orientiert. In meinem Buch gliedere ich Menasses Wirken in fünf Phasen und erläutere, wie Menasse in diesen Phasen – mit unterschiedlichem Erfolg und in Abstimmung mit den Reakti-

onen aus der christlichen Gelehrtenwelt – verschiedene Vermittlungsstrategien anwandte. Insbesondere stelle ich Vergleiche zwischen den lateinischen Schriften des Rabbiners und ihren spanischen Originalversionen an, die sich in grundsätzlichen Argumentationen unterscheiden, weil sie an unterschiedliche Leserschaften – eine christlich-gelehrte und eine jüdisch-kaufmännische – gerichtet sind. Schließlich stelle ich an den Reaktionen der christlichen Gelehrtenwelt die Missverständlichkeit von Menasses Wirken heraus, der ich insofern ein Fortleben bis in die Gegenwart zuschreibe, als ich sie für den Grund halte, dass Menasse trotz seiner Bekanntheit bis heute als *Autor* unzureichend erforscht ist. Ich ende mein Buch mit einigen Überlegungen zu Kulturvermittlern, die nicht von der fremden in die eigene, sondern von der eigenen in die fremde Welt vermittelten und dadurch immer mit dem Verdacht des Verrats konfrontiert waren. In der Kulturtransferforschung wird bisher nicht explizit zwischen den verschiedenen Vermittlungsrichtungen unterschieden, und das Beispiel Menasses wirft die Frage auf, ob eine derartige Unterscheidung nicht sinnvoll wäre. Gleichzeitig möchte ich mein Buch als ein Plädoyer für die Verbindung von jüdischer und christlicher Geschichte verstanden wissen, die – zumindest in Deutschland – zu oft getrennt untersucht werden und so dazu tendieren, Vermittlerfiguren wie Menasse oder Themen wie die christlichen Hebräisch-Studien in der Frühen Neuzeit zu vernachlässigen.

Als mein Manuskript zu Menasse abgeschlossen war, habe ich mein zweites Projekt bearbeitet, in dem ich das Weltwissen und – modern gesprochen – die interkulturelle Kompetenz von Amsterdamer Kaufleuten in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts untersuche. In diesem Projekt gehe ich einerseits von der Rede über den *Mercator sapiens*, den Philosophenkaufmann, aus, die der Philosoph Caspar Barlaeus 1632 zur Eröffnung des Amsterdamer *Athenaeum Illustre* gehalten hat. Andererseits widme ich mich einer Reihe von Weltbeschreibungen, die zwischen 1625 und 1649 im Leidener Verlagshaus Elzevier publiziert wurden und heute in Anlehnung an ihre Titel allgemein als „Elzeviersche Republiken“ bezeichnet werden. Durch eine Analyse der Reihe, die neben Studenten eben genau Leser wie die Amsterdamer Philosophenkaufleute ansprechen sollte, versuche ich, die Frage zu beantworten, wie die Kaufleute das Weltwissen verändert und frühmoderne Wissenschaftskulturen beeinflusst haben. Dabei konzentriere ich mich in einem ersten Schritt exemplarisch auf die Spanien- und Portugalbeschreibungen, die 1629 und 1641 in der Elzevierschen Reihe publiziert wurden. Sie sind aus drei Gründen interessant: Zuerst entstanden sie mitten im Krieg der Niederländer gegen die Spanier. Zweitens wurden sie von Johannes de Laet verfasst, der selbst in vollkommener Weise

das Ideal des *Mercator sapiens* verkörperte. Und drittens zeigen sie deutlicher als andere Bände der Elzevierschen Reihe das Bestreben der Herausgeber, ihre Beschreibungen fortlaufend zu aktualisieren und mit der Aktualisierung politische Entwicklungen zu konsolidieren. Immerhin war Portugal, als die *Portugallia* erschien, gerade ein paar Monate unabhängig von Spanien, und der neue portugiesische König war auf seinem Thron noch lange nicht anerkannt. Doch trotz ihrer Parteilichkeit unterschieden sich die *Hispania* und *Portugallia* von anderen zeitgenössischen niederländischen Spanienbeschreibungen und vermittelten eine Haltung zwischen Interesse und Distanz, die sich, Barlaeus zufolge, auch der Kaufmann zulegen sollte, wenn er auf den Markt blickte. Diese Haltung ist wichtig: Zum einen gibt sie Aufschluss darüber, dass der spanische Dekadenzmythos, der sowohl in der *Hispania* als auch in der *Portugallia* an die Stelle der *leyenda negra* tritt, für ein bestimmtes soziokulturelles Umfeld besonders attraktiv war und eben nicht nur über italienische Diplomaten, sondern auch über holländische Kaufleute außerhalb Spaniens verbreitet wurde. Zum anderen zeigt sie, dass in der frühen Geschichte der Statistik – und damit auch in nicht naturwissenschaftlichen Fächern – ähnliche Vorformen der Objektivität sichtbar gemacht und an kaufmännische Kontexte rückgebunden werden können, wie dies für Francis Bacon und seine Forderung nach neuen epistemologischen Tugenden in der Naturphilosophie vor einigen Jahren gezeigt wurde.

Ich werde in den nächsten Monaten jetzt auch andere Bände der Elzevierschen Reihe analysieren und versuchen, weitere Weltbilder und epistemologische Tugenden der Kaufleute aus ihnen abzuleiten. Insbesondere wird mich nach dem Blick auf Spanien beschäftigen, wie die Kaufleute die außereuropäische Welt zur Kenntnis nahmen. Schließlich hat sich für mein Projekt als neue Frage ergeben, inwieweit nicht nur die Kaufleute das Wissen veränderten, sondern inwieweit umgekehrt auch das Wissen die Kaufleute beeinflusste und prägte, und diese Frage hat nach Gesprächen und Diskussionen mit anderen Fellows zunehmend an Bedeutung gewonnen. In der Literatur finden sich immer wieder Bemerkungen über einen Wechsel in der Mentalität der Amsterdamer Kaufmannschaft zwischen 1620 und 1650, die sich gut mit Barlaeus' Rede über den *Mercator sapiens* verbinden lassen. Auch Barlaeus spricht von mehreren Generationen von Kaufleuten, und er fordert explizit, dass sich die Jüngeren mehr zu Beobachtern des Marktes entwickeln, als dass sie selbst noch am Markt teilhaben sollten. Bedauerlicherweise geht jedoch keiner der Autoren, die den genannten Wechsel mit Bezug auf Amsterdam erwähnen, genauer auf ihn ein, die Datierungen unterscheiden sich maßgeblich, und was ich zunächst als Grundlage für die Interpretation von Barlaeus und de Laet vor-

ausgesetzt hatte, wird immer mehr zum Problem. Insbesondere ergibt sich die Frage, inwieweit die Amsterdamer Kaufmannschaft in einem gewissen Moment wirklich dem Markt überlegen distanziert gegenüberstand und inwieweit diese Haltung wirklich für den Niedergang der holländischen Wirtschaft am Ende des 17. Jahrhunderts verantwortlich war, auf den Wirtschaftshistoriker immer wieder verweisen. Es ist offensichtlich, dass in dieser Frage viel zu prüfen und zu untersuchen bleibt. Meine bisherigen Nachforschungen, was die realen Amsterdamer Kaufleute anbetrifft, konzentrieren sich auf einzelne Persönlichkeiten wie z. B. Johannes de Laet oder Genebrand van Anslö, die sich in Korrespondenzen oder Widmungsschreiben mit dem Ideal des *Mercator sapiens* identifizierten oder mit ihm identifiziert wurden.

Insgesamt war das Jahr am Wissenschaftskolleg ein Jahr der Abschlüsse und der Neuanfänge. Nach einem Herbst und Winter des Schreibens folgten ein Frühjahr und ein Sommer des Tastens. Dank der Kontinuität des Lebens in der Wallotstraße war der Übergang zwischen beiden Phasen fließend, und dank der unendlichen Vielfalt an Möglichkeiten war die Versuchung, in die Leere zwischen zwei Projekten zu fallen, gering. Ähnliches gilt in persönlicher Hinsicht. Nach langen Jahren, in denen ich immer wieder in Berlin gelebt habe, werde ich die Stadt in diesem Sommer wieder verlassen, und mein Blick auf sie hat sich zum Abschied noch einmal entscheidend verändert. Als ich im Oktober in der Wallotstraße ankam, habe ich die anderen Fellows darum beneidet, wie sie in die ihnen fremde Welt eingeführt und mit ihr vertraut gemacht wurden. Später habe ich durch die Augen der Fellows selbst neue Seiten an Berlin entdeckt, und diese Seiten werde ich nun in Erinnerung behalten. Auch dafür bin ich dem Wissenschaftskolleg dankbar. Nicht nur meine Arbeit hat sich in den vergangenen Monaten geändert, auch ich und viele meiner Sichtweisen haben sich verändert. Schließlich habe ich im Wissenschaftskolleg gelernt, wie viele kleine Gesten es gibt, die unbedeutend scheinen und doch so viel ausmachen, wenn man fremde Gäste empfängt, und ich hoffe, dass ich diese Lektion ebenso an meinen neuen Arbeitsplatz mitnehmen kann wie alle anderen Erfahrungen, die ich mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in den Monaten meines Aufenthalts in der Wallotstraße machen durfte. Es hat einfach alles gestimmt – vom ersten Tag bis zum letzten. Und es war so einfach, dass es schon fast beunruhigend war – wie die Bücher, die man brauchte, in der Bibliothek auftauchten, ohne dass man das Gefühl hatte, sie jemals bestellen zu müssen. Allen, die an diesem Kraftaufwand beteiligt waren, möchte ich an dieser Stelle herzlich danken. Dabei möchte ich auch die Sprachendienste dankend er-

wähnen, die mich großzügig bei der Korrektur von zwei englischen Aufsätzen unterstützt haben.

Rauschzustände haben den Effekt, dass sie in Erschöpfung enden. Sie machen süchtig und sind gleichzeitig nur begrenzt zu ertragen. Nach zehn Monaten mit Kolloquien, Lesungen, Konzerten und Filmen, Gesprächen und Anregungen macht sich ein Gefühl breit, dass zehn weitere ähnlich intensive Monate nur schwer auszuhalten wären. Sicher fällt der Abschied schwer. Und es ist traurig zu beobachten, wie sich Tag für Tag die Gruppe auflöst, die so kontinuierlich zusammengewachsen ist. Doch es ist Zeit für die Ernüchterung. Es ist Zeit, das Erlebte wirken zu lassen. Und es ist Zeit zu sehen, was am Ende wirklich herauskommt. Fest steht nur, dass es viel sein wird: Freundschaften, Kooperationen und Projekte. Und fest steht, dass die Gefahr von Rückfällen in Zukunft bestehen bleibt und mit jedem Besuch in der Wallotstraße zunimmt. Das Bus-Problem ist noch lange nicht gelöst. Aber das ist auch gut so: Es war eben ein wunderbares Jahr!